

In Frauenfeld arbeitet die einzige Urologin der Schweiz: Maria Ziembrowski

Ein Organ wie jedes andere auch

Von Barbara Lukesch

74/132-5

Wenn Feministinnen monieren, dass die Frauenmedizin eigentlich in die Hände von Frauen gehörte, argumentieren sie stets auch damit, dass die Urologie, das heisst die Männermedizin, nahezu hundertprozentig unter Männern ausgemacht werde. Frau, so der einhellige Tenor, habe schlicht kein Interesse an der Behandlung des männlichen Genitaltrakts und überlasse die Medizin von Penis und Hoden gern ihren Trägern.

Maria Ziembrowski bildet die Ausnahme. Seit dreieinhalb Jahren ist sie als Oberärztin der Urologie am Kantonsspital Frauenfeld tätig und stellt damit die einzige Männermedizinerin der Schweiz.

Für die 38jährige gebürtige Polin mit deutschem Pass ist Emanzipation die selbstverständlichste Sache der Welt; über gleiche Rechte, gleiche Chancen in Ausbildung und Beruf mag sie kein Wort mehr verlieren: Das sei mindestens in Osteuropa gelebte Realität. Ihr feministisches Bewusstsein allerdings ist eher klein. So bezeichnet sich Maria Ziembrowski ungebrochen als «der Arzt», und die Tatsache, dass sie als einzige Frau in einer der letzten reinen Männerdomänen Einzug gehalten hat, interessierte sie so wenig, dass sie davon erst kürzlich per Zufall erfuhr. Das, was ihr wirklich wichtig ist, kommt allerdings unmissverständlich daher: «Als Frau brauche ich Selbstbewusstsein und die Gewissheit, mein Fach zu beherrschen.»

Dass dieses die Urologie sein würde, hatte sie weder gewünscht noch geplant. Ärztin wollte sie werden, das war ihr klar, und schon ihre Puppen und Stoffbären bekamen täglich ihre Injektionen verpasst. Im Laufe der Jahre entschied sie sich für die Spezialisierung zur Gynäkologin, zum einen, weil sie ein Gebiet suchte, das ihr die Möglichkeit zum Operieren eröffnete, zum anderen, weil ihr als Frau und Mutter einer heute vierzehnjährigen Tochter die Frauenmedizin einfach nahelag.

Da ihr Mann in Deutschland lebte und arbeitete, entschloss sie sich Anfang der achtziger Jahre zur Emigration und nahm damit die Aufgabe ihrer beruflichen Pläne in Kauf. Jetzt musste sie nehmen, was kam, und arbeitete während eines Jahrs als Anästhesistin in Berlin. Als sie eine neue Stelle suchte, dachte sie erstmals auch an die Urologie. Hauptsache, sie konnte wieder operieren. Im ostfriesischen Leer, im hohen Norden von Deutschland, ausgerechnet an einem katholischen Krankenhaus,

sass ein moderner Chefarzt, der sich für sein Team schon lange eine Urologin wünschte.

Maria Ziembrowski bekam ihre Chance und bildete sich während fünf Jahren, umgeben von sechs Kollegen, zur Spezialistin aus. Denkt sie an ihre ersten Untersuchungen männlicher Genitalien zurück, zuckt sie mit den Achseln: «Ich denke, ich bin ganz kalt an diese Aufgabe herangegangen und habe einen Penis untersucht, als wäre er ein Herz oder ein anderes Organ.»

Diskriminiert oder benachteiligt als Frau habe sie sich nie gefühlt. Dabei liessen nicht wenige die junge Assistenzärztin wissen, dass sie sich eine Frau in der Männerdomäne nur schlecht vorstellen könnten. Doch Sprüche wie «Frau und Urologie? Das kann doch nicht gutgehen» steckte sie stets locker weg, ja, sie fühlte sich regelrecht herausgefordert, wenn ein Kollege an ihrer Kompetenz im technisch sehr anspruchsvollen Fach zweifelte. Noch heute propagiert sie Gelassenheit und hält auch Patienten, die in ihrer Gegenwart von der «schönen Ärztin» schwärmen, mit einer scherzhaften Replik auf Distanz.

Spezieller Spezialfall

1990 tritt sie ihre Stelle in Frauenfeld an, in der thurgauischen Kleinstadt mit ihren 22 000 Einwohnern, im Herzen des konservativen Landes, wo der Herr im Haus noch das Sagen hat.

Wie gehabt ist sie die einzige Frau unter lauter Männern, wie bisher verlegt sie sich ganz aufs Fachliche. Die Kolleginnen fehlen ihr schon. Sie vermisst das unverkrampfte Gespräch von Frau zu Frau, den Austausch über alltägliche Kleinigkeiten wie Haushalt, Kinder oder Kleider.

An den Urologen-Kongressen und Symposien, an denen sie unter mehr als hundert Männern teilnimmt, kommt sie sich manchmal ein wenig merkwürdig vor. In der ersten Zeit hat sie denn auch gespürt, dass etliche Kollegen ihr mit Skepsis und Misstrauen begegnet sind. Inzwischen jedoch fühle sie sich akzeptiert, sei zum «Ansprechpartner, im Rock halt», geworden.

Was ihr mehr zu schaffen macht, ist der Ausschluss von der Schweizerischen Gesellschaft für Urologie, der sie zum einen als Ausländerin, zum anderen aber auch mangels FMH-Qualifikation fernbleiben muss. Ihre Bitte um eine ausserordentliche Mitgliedschaft, von der sie sich vor allem Informationen und fachliche Anregungen verspricht, hat bisher noch keine Gnade beim rund hundertköpfigen Männergremium gefunden. Kollegin Ziembrowski bildet mit hin den speziellen Spezialfall.

Vielleicht nicht ganz zufällig, möchte man meinen, wenn man mit Professor Dieter

Hauri, Sekretär der Schweizerischen Urologen-Gesellschaft, spricht. Unmissverständlich hält er fest, dass es unter Männern doch noch «beträchtliche Vorbehalte gegenüber Urologinen» gebe. Schliesslich sei die Urologie nun einmal eine der «männlichsten» Sparten, wenn nicht gar «die männlichste» in der Medizin; da gehe es um «männliche Angelegenheiten», da seien Männer unter sich, und wer heute Urologe sage, der meine schlicht und einfach Mann. Er persönlich hingegen bedaure das Fehlen von Kolleginnen, denen er generös den Status von «Rosinen im Kuchen» zugestehen würde.

Maria Ziembrowski reagiert leicht ungehalten, als es darum geht, ihre berufliche Rolle in der Männermedizin zu legitimieren. Sie wird es nicht zum erstenmal tun. «Ich weiss überhaupt nicht, warum eine Frau nicht als Urologin tätig sein soll.» Zweifel dieser Art findet sie «lächerlich» und zieht ihre stärkste Karte in der Auseinandersetzung mit allen Skeptikern: ihren Erfolg bei den Patienten. Auch wenn ein Teil ungefragt der Spitalärztin überwiesen werde, kämen doch viele, die eine längerfristige Behandlung brauchten, schliesslich aus freien Stücken zu ihr. Insbesondere diejenigen mit Sterilitäts- oder Potenzproblemen wünschten den Rat und die Hilfe der Fach-Frau. Vielleicht, so sinniert sie, suchten diese das Verständnis einer Frau (und Mutter), vielleicht mieden diese auch das von Rivalität belastete Verhältnis zwischen zwei Männern: hier der als omnipotent erlebte Arzt, da der bedürftige, um seine Männlichkeit bangende Patient.

Sie ist überzeugt davon, dass sich viele Patienten gerade von ihr eine besonders sanfte Behandlung versprechen. Schliesslich habe man es in der Urologie immer wieder mit Männern zu tun, die beispielsweise wegen einer Harnstauung unter akuten Schmerzen litten oder sich sehr schmerzhaften Untersuchungen wie einer Blasenspiegelung unterziehen müssten. Und Männer, so weiss sie, seien wehleidiger als Frauen, die, gewöhnt an Menstruationsbeschwerden oder geprägt von Geburtswehen, wesentlich schmerzresistenter seien. Dafür, und das ist der Lohn ihrer Arbeit, den sie geniesst, seien die männlichen Patienten, denen man Linderung verschaffe, «unglaublich dankbar» und zeigten das auch.

Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass die Urologin Maria Z. tatsächlich eine besonders feinfühlig und sensible Ärztin ist. Als Frau und Gynäkologie-Patientin weiss sie aus eigenem Erleben, wie unangenehm es sein kann, ohne einleitendes Gespräch nackt auf den «fürchterlichen Behandlungsstuhl» gehetzt zu werden und ohne Vorwarnung plötzlich im Intimbereich untersucht zu werden.

Solche Erfahrungen will sie ihren Patienten ersparen, die auf den genau gleichen Stuhl müssen, die ebenfalls mit gespreizten Beinen einer mindestens irritierenden Erfahrung ausgesetzt sind. So versucht sie, ihnen zunächst im Gespräch alle nötigen Informationen zu geben, bevor sie sie bittet, sich freizumachen. In jedem Augenblick, in dem es die Untersuchung zulässt, bedeckt sie deren Blösse mit warmen Tüchern und bemüht sich darum, «den Stress der Situation mit Lockerheit, Spontaneität und allenfalls ein paar Scherzen abzubauen».

Eigene Sexualität unberührt

Sie habe sich «intuitiv und instinktiv» einen Arbeitsstil zugelegt, der die der Medizin innewohnenden Hierarchien so weit wie möglich einebne, denn bedingt durch ihre persönliche Geschichte und Herkunft hasse sie «obrigkeitliche Verhältnisse wie die Pest». «Macht», so sagt sie, «muss ich nicht an den Patienten ausleben.»

So hält sie auch grosse Stücke auf die Zusammenarbeit mit den Patienten. Jeden Handgriff, den er selber ausführen kann,

lässt sie ihn tun. Sie lässt beispielsweise denjenigen, dessen Hoden für die Ultraschall-Untersuchung mit einem Gleitmittel einge-rieht werden müssen, dieses anschliessend selber mit einem Tuch abputzen. Oder sie bittet den Mann, dessen Eichel untersucht werden muss, seine Vorhaut eigenhändig zurückzuschieben.

Auf diese Art will sie das Vertrauen der Patienten gewinnen, aber auch die ihrer Meinung nach nötige Diskretion wahren: Handgriffe im Intimbereich bergen nun einmal gewisse Peinlichkeiten in sich und können das Schamgefühl der Betroffenen verletzen.

Abwehr von seiten der Patienten gegenüber ihr als Ärztin bekommt sie jedoch nur in Ausnahmefällen zu spüren. Lachend erinnert sie sich an den über 80jährigen, der vor dem Gang in die Umkleidekabine wissen wollte, ob die Frau Doktor eigentlich verheiratet sei. Erst nachdem sie ihm ihren Ehering gezeigt habe, war er bereit, sich vor der fremden Frau zu entblößen.

Ihr Männerbild, sagt sie, habe sich auch nach langjähriger beruflicher Erfahrung nicht verändert. Für sie sei ein Mann noch nie etwas Besonderes oder gar Besseres als eine Frau gewesen. «Es ist für mich völlig normal, auch Männer einmal schwach und hilfsbedürftig zu erleben.»

Dass Maria Ziembrowski Tag für Tag zehn, manchmal zwanzig männliche Genitalien untersucht, berührt und behandelt, lässt sie – ganz Profi-Frau – kalt. Natürlich habe sie Augen im Kopf und sehe, dass es unterschiedliche Grössen und Formen gebe, aber im nächsten Moment sei ihr Interesse bereits wieder bei Krankengeschichte und Diagnose. Ihre eigene Sexualität sei unberührt von ihren beruflichen Erfahrungen: «Beruf und Privatleben waren bei mir von jeher streng getrennt.»

Was sie hingegen wirklich mit Leidenschaft erfüllt, ist das Operieren. Da gerät sie – frappante Parallele zu den männlichen Gynäkologen – ins Schwärmen, erzählt mit leuchtenden Augen von der riesigen Verantwortung, die man trage, von der Spannkraft und Konzentration, die es brauche, um zu genügen. Wie faszinierend es doch sei, tief in das Innere eines Menschen einzudringen, mit den modernen technischen Möglichkeiten nach der Entfernung einer Blase beispielsweise ein funktionstüchtiges Ersatzorgan aus Dünndarm aufzubauen. Wunderbar.

Doch bei aller Begeisterung für Endoskopie und Laserstrahlen behält sie auch die Grenzen der Technik im Auge. «Wenn alle Technik und alle Chemie nichts mehr nützen», weiss sie, «bleibt nur noch das menschliche Gespräch, und ich hoffe inständig, dass es niemals einen Computer geben wird, der sprechen kann.» □